

Erzgebirgische Heimatblätter



Beilage der Obererzgebirgischen Zeitung

Nr. 32. — Sonntag, den 21. August 1927.



Druck und Verlag von Friedrich Seidel, Buchholz i. Sa., Karlsbader Straße 21. — Fernruf 242 und 249.

Nachklänge zum Oberwiesenthaler Heimatfest.

Verrauscht sind die Tage des Oberwiesenthaler Heimatfestes, die vom 13. bis 15. August in der Stadt am Fichtelberge ein Hochfest der Heimatfreude brachten. Tausende waren zu ihm heraufgezogen, um dort, wo ihre Wiege stand, wieder einmal sich zurückzuversetzen in die Tage der Kindheit, um noch einmal die Straßen und Gassen aufzusuchen, in denen sie mit Nachbarskindern gespielt und durch die sie den Ranzen der Schule getragen haben, bis die Palmarumglocken über den Tag ihrer Einsegnung hinläuteten. „Vergaß bei Hamit net on ehr dei Mutter-sproch . . . Fest stieh zen Volk, dr Hamit trei, su woll'n mr Erzgebircher sei.“ Dies Wort Anton Günthers haben sie alle beherzigt, die zu den Fest-Tagen heraufgezogen kamen in das langesfrohe, trauliche Oberwiesenthal, zur Rückschau auf vier Jahrhunderte seines Bestehens. Von weither zogen Alt und Jung heran. Die Feststadt hatte sich geschmückt. Diesmal zu eigener Veranstaltung. Denn vielfach tut sie es, um die Feste anderer würdig zu gestalten. Fahnen wehten, Girlanden waren gezogen. Jedes Haus, selbst das des Ärmsten, zeigte irgendeinen grünen oder bunten Schmuck in schlichter Art des Obererzgebirglers. Die große Schar der Gäste wurde am Bahnhof von Festausschußmitgliedern und Musik begrüßt. Mit ihnen ging es zum Markt, dem Mittelpunkt all dies sinnigen Treibens. Und von da ins Quartier. Bei kühlem Wind, aber Sonnenschein, war's am Sonnabend recht schön da droben.

Ein Heimatfest echt gebirgischer Art, ungekünstelt und ohne Prunk, aber von Herzen kommend und zum Herzen gehend, so war dasjenige Oberwiesenthals. Und Jeder nahm teil am Gelingen des Ganzen.

Noch einmal ziehen im Geiste all die Stunden vorüber, die während jener Festtage tief im Innern durchlebt und durchfühlte wurden. Noch einmal der Augenblick, als man vom Bahnhof eintrat in die Stadt und auf den Markt anlangte, dem so prächtig dekorierten. Dann überall das Wiedersehen, das Händeschütteln. Dort mit dem einen sah man auf der Schulbank zusammen, mit dem anderen trieb man

Sport oder wanderte zur Sommerszeit hin durch Berge und Täler. Welche Erinnerungen tauchten da auf! Wie klangen die Gläser, als man dann im Kreise von Jugendkameraden beim Dämmerstopp saß und sich ins Auge sah. Grau und silbern sogar waren die Haare geworden unterdessen. Wieviel hatte man doch erlebt! Einst war man noch Kind, jetzt wiegt man auf dem Schoße den Enkel. „Aus der Jugendzeit klingt ein Lied mir immerdar, o wie liegt so weit, was mein einst war.“ — Was würde man wohl geben, wenn jene Zeit noch einmal wiederkehren würde. Doch dahin für immer!

Und darum eben sind solche Heimatfeste, wie Oberwiesenthal eines feierte, von unschätzbarem Wert. Doppelt und dreifach wohlthuend in der Zeit des Materialismus, in der wir leben. Maschinenmenschen sind wir geworden, verteknift bis dorthinaus, Sklaven unserer Hochkultur. Wir fliegen über die Ozeane, haben Radio und Radium; aber wo ist der

Arzt unserer Seele? Spüren wir das alles nicht in Stunden, wie sie Oberwiesenthal durchlebte? In ausführlichen Berichten hat die „O. Z.“ in ihren Spalten niedergelegt, was die Tage des 13. bis 15. August am Fuße des Fichtelberges erbrachten, und auch bildlich wurde bereits manches zum Fest von uns

an dieser Stelle veröffentlicht, was späteren Geschlechtern einst wertvoll für die Chronik Oberwiesenthals sein wird. Alledem fügen wir heute noch zwei bildliche Wiedergaben von Gruppen aus dem Festzuge bei, der aus Anlaß des Heimatfestes am Sonntag nachmittags stattfand. In interessanten Gruppen gab derselbe fesselnde Bilder aus Handel und Industrie, Handwerk und Gewerbe, aus der Entstehungsgeschichte Oberwiesenthals, aus dem Stadt- und Vereinsleben usw. wieder. Beistehend bringen wir zwei Gruppen zur Veröffentlichung, die für Oberwiesenthal von besonderer Bedeutung sind: diejenige der Bergleute und



Die Gruppe der Bergleute
aus dem Festzuge beim Oberwiesenthaler Heimatfest.



Der Wagen der Klöpplerinnen
aus dem Festzuge beim Oberwiesenthaler Heimatfest.

Klöpplerinnen, die da zeigen sollten, wie die Bergstadt Oberwiesenthal nach dem Erlöschen des Bergbaues sich allmählich zur Industriestadt entwickelte.

Aus der Geschichte der obererzgebirgischen Hammerwerke.

Veranlassung zur Gründung von Hammerwerken im oberen Erzgebirge (13 an der Zahl) ist wohl der Fund von Eisenstein gewesen; in Wiesenenthal auf dem sogenannten Eisenberg, nordöstlich von Oberwiesenthal; bei Jirgung in der Eisenzeche „Hilse Gottes“; bei Orbus in der Zeche „Dorothea“; in Erla auf dem „Rothenberg“.

Patrizier-Geschlechter (oft durch Verheiratung in verwandtschaftliche Beziehungen getreten) ergriffen diese Gelegenheit, Hammerwerke im Erzgebirge anzulegen.

Bei den Hammerwerken haben wir unsere Gedanken auch auf die zum Unter-Mt-Wiesenthal befindlichen Werke zu richten, die schon von Jahren her noch gestanden und ihren Besitzern guten Nutzen verschafft haben. Der Chronist besagt nun folgendes: Es sind derselben zwei. Eines, das Ritzische Hammerwerk genannt, liegt über eine gute Viertelstunde von Unterwiesenthal, das andere aber ist der Rote Hammer.

Was das Ritzische Werk betrifft, so ist folgendes bemerkenswert: Wo dieses Hammerwerk steht, müssen ehemals sehr viele andere Häuser gestanden haben. Es sind aber anstatt des hohen Ofens vorher Renn-Feuer gewesen, die auf anderen Stellen als die jetzigen Hämmer gestanden haben und deren Plätze noch zu sehen sind. Wo die Mühle erbaut worden ist, ist ehemals ein Renn-Feuer, wo der Abfall in den Schüchenteich geht, eine Mahl-Mühle, wo das untere Kohle-Haus steht, ein Blechhammer, und wo die untere Stabhütte ist, sind das Zinnhaus und das Blech-Gewölbe gewesen. Der Restaurateur dieses Hammerwerkes hat Mönch geheissen und er ist von dem berühmten adeligen Geschlechte dieses Namens gewesen. Er ist in seiner Jugend armutshalber nach Ungarn gegangen, um daselbst Kriegsdienste anzunehmen. Und das Glück war ihm dort hold. Er hat sich bei einem Probst zu Szegedien wohl rekommandiert u. zuletzt, bei dessen Ableben eine Erbschaft von Zehntausend Gulden erhalten, worauf er sich wieder nach Sachsen gewandt habe und jenes Hammerwerk kaufte. Seine Eisensteine hat er zuerst am Stempel (seinem nahe gelegenen Waldrevier am Eisenberg) fördern lassen. Hierauf hat ihm Gott einen reichen Segen auf dem Kupferberg-Revier in Böhmen, auf der sogenannten Heide, gegeben, indem er ein sehr reiches Eisenstein-Gebäude eröffnet und soviel Reichtum daher gezogen, daß er davon hat ein steinernes Haus mit so vielen kostbaren Kellern und so vielen Gewölben erbauen und den Bau 1612 aufführen können. Sein adeliges Wappen hat er in Gips gießen und über alle Türen einmauern lassen. Sein Bruder hat zu gleicher Zeit das obere Hammerwerk, den sogenannten Roten Hammer, besessen, ja, beide haben bei der damaligen Unruhe in Böhmen viel erlitten, und sind endlich bei einer der grassierenden Pest gestorben. Nachdem nun dadurch ihr Vermögen zerstreut worden war, ist das untere Hammerwerk in die Hände der sogenannten Riten in Leipzig gekommen, was aber wegen des damaligen dreißigjährigen Krieges gar nicht akut geworden und den Landesfürsten anheim gefallen ist, bis es endlich hernach Herr Hans Fischer gekauft und aus dem Ruin wieder erhoben hat.

„Und weil sich bei diesem Hammerwerk jederzeit viele Arbeiter gefunden, auch teils Leute aus dem kurfürstlichen Amt Schwarzenberg, Felder und Baustätte aufgetan worden, so ist's geschehen, daß sich verschiedene Leute auch von anderen Orten dahingewendet und einige kleine Wohnhäuser aufgebaut haben. Daher sie denn auch für sich eine Gemeinde machen, welche man den Unterhammer nennt, und die nach Unterwiesenthal zur Kirche gehen muß. Im Fall der Not aber und da man den ordentlichen Richter nicht alsobald erlangen kann, haben sie auch ihren Vize Richter und einen Viertelsmeister, welcher ihnen alsdann mit Rat und Tat an die Hand zu gehen pflegen.“

„Nicht weniger aber ist auch der Rote Hammer mit seinen

Gebäuden und Gerechtigkeiten versehen, auch wie man Nachrichten hat, sehr alt, ja, fast älter denn Unterwiesenthal selbst.“

Die Hammer Schmieden gehörten zu den Besonderheiten des Erzgebirges.

Heute noch ist der Beiname „Hammer“ bei manchen Orten gang und gäbe. Da dampften die Hochöfen, die Gebläse sauchten und hell erklang der Schall der mit der Hand geschwungenen Hämmer mit dem vereinzelteren dumpfen Schlägen des großen Hammers, den Wasserkraft in Hub setzte.

Jedes Hammerwerk hatte wenigstens einen Leiter, der ein technisch gebildeter Mann sein mußte, und einen Schichtmeister, dem das Rechnungswesen anvertraut war, während ersterem die technische Leitung des Werkes oblag.

Zu dem Hochofen,

in welchem der Eisenstein geschmolzen ward, gehörten: 1 Steinpocher, 2 Aufgeber, 2 Hochöfner und ein Schlacken- oder Wascheisenpocher. Ehe der Hochofen anging, wurde durch den Leiter der untere Teil des Hochofens angebaut, was man das Zustellen nannte; früher besorgte das der Hochofenmeister.

Die Arbeit der Hammer Schmiede

war wohl eine der schwersten und schweißvollsten. Der Aufgeber mußte in die Mündung des Hochofens, wo die Flamme in die Höhe schlug, Kohlen und Eisenstein schütten. Der Arbeiter in dem Frischfeuer stand neben dem Feuer, wo das Roheisen gefrischt und geschmolzen ward, und mußte das glühende Eisen, mehrere Zentner schwer, herausnehmen, auf dem Amboss teilen und die Teile ausschmieden. Während des Schmelzprozesses verdiente ein Hochöfner wöchentlich 3 Taler, ein Aufgeber und Steinpocher 2 Taler. Der Meister erhielt rohes Eisen und Kohlen und mußte dafür eine bestimmte Anzahl Eisengeräte liefern. Hatte er Ueberschuß, so war der Gewinn sein, er durfte jedoch den Ueberschuß nur an den Hammerherren verkaufen. Lieferte der Frischer nicht so viel Eisen, als er sich verbindlich gemacht hatte, so mußte er das fehlende bezahlen. Seinen Arbeitslohn erhielt er nach dem Gewichte des ausgebrachten Stabeisens. In dem Zainhammer ward der Arbeitslohn nach dem Wege bezahlt, d. h., je mehr Wagen Eisen die Arbeiter auszählten, desto mehr erhielten sie. Da die Hammer Schmiede während dieser Arbeit einer großen Hitze ausgesetzt waren, so war ihre Kleidung sehr einfach. Sie gingen meist nur im blauen Hemde und in leichten Hosen. Das Roheisen im Hochofen, das Toben der Hämmer, das Heulen und Pfeifen der Gebläse und dabei das pausenweise Aufschlagen der Gischflamme, welches zur Nachtzeit dem Wetterleuchten ähnlich war, die vom Kohlenstaub geschwärzten Arbeiter mit starken, ausdrucksvollen Gesichtszügen, jäh wie Eisenbein, das Innere der Hände mit hufartiger Rinde, an welche sich die krummen, wenig gelenkigen Finger angeschlossen, das alles kann uns das Gemälde des Dichters versinnbildlichen, wenn er von der Werkstätte des Vulkan und seiner Cyclopen schreibt. Ein königlicher Hammerinspektor führte die Aufsicht über sämtliche sächsische Hammerwerke, ging den Werksbesitzern mit Rat an die Hand, nahm etwaige Beschwerden entgegen und sah die Betriebstabellen ein.

Das Eisen, welches sich

in 12-stündiger Schicht

im Hochofen angesammelt hatte, floss, einem Feuerstrom gleich, in einen trogartigen Sandgraben, welches Abfließen „Abstechen“ hieß. Die Masse erstarrte bald und hieß eine „Ganz“, weil es eine rohe Eisenmasse war. Eine solche Ganz wog 3–4 Zentner. Diese Ganz, wie überhaupt das Roheisen, wurde, wie erwähnt, verfrischt. Das Walzen der Stäbe geschah, um aus den gefrischten, höchstens nur unter dem Stirnhammer etwas vorgeschmiedeten Eisenmassen die Stäbe herzustellen, oder die schon unter dem „Aufwerfhammer“ weiter ausgestreckten Kolben oder dicken Stöße zu verfeinern.

Die Kräuterfrauen des Erzgebirges.

Besuch bei der Wunderdoktorin.

Merkwürdiges Volk: Es lacht und lächelt über die Altvorderen, über ihren Brauch und über ihren Aberglauben, und ist selbst des dunkelsten Aberglaubens voll. Der Arzt im Nebenhause ist unerreichbar, die Kräuter- und Wunderfrau im Gebirge aber ist von einer aus den fernsten Gegenden herbeiströmenden Klientel umlagert.

Fast jeder Ort im Elbetal, ja selbst die großen Städte, haben ihre Kräuterfrauen. Und man kennt sie und überliefert von Familie auf Familie, von Generation auf Generation ihren Ruf und die Geschichte ihrer „Erfolge“. Je näher man ans Gebirge herankommt, um so ärger wird es . . . Beognügt man sich in den Städten mit der „Verschreibung“ bekannter Kräutertees, wie Brennesseltee gegen Husten, Eisenkrauttee gegen Zahnschmerz, Wegerichtee gegen Verdauungsstörungen, Baldriantee gegen Geschwüre, Schafgarben- und Kamillentee gegen Magenschmerzen usw., so werden im Gebirge bei gewissen berühmten Kräuterfrauen schon viel größere medizinische Probleme gelöst.

Alte Weiblein, nicht selten aus alten Kurzmiedersfamilien stammend, zugleich die vorzüglichsten Kennerinnen all der unzähligen Heilkräuter, die Wald und Wiese sicherlich bieten, das sind die Wunderfrauen im täglichen Leben. So man sie aber um Ratschläge angeht, da werden sie mißtrauisch, ja sogar hartnäckig abwehrend, ganz durchdrungen von ihrer Mission, und es helfen fast durchweg nur gute Worte und offensichtlich zur Schau getragener überzeugter Glaube an diese Mission, um sie zur „Ordination“ zu bewegen. Geschenke allein, ohne diesen Glauben, treffen taube Ohren, denn diese Wunderfrauen haben ihren traditionellen Stolz. Im übrigen ist ihr Stübchen von sauberster Keilichkeit, und von Faustens naturalistischer Herenküche keine Spur. Gläser und Phiolen mit hunderterlei Tees durchweg harmlosester Art sind das einzige „Handwerkszeug“. So ist es heute!

Früher war das anders! — Ich habe auf meinen Streifzügen durch das Erzgebirge die besondere Gunst einer alten Kräuterfrau gewonnen, so daß sie mich einen Blick in das Kräuterbuch ihrer Altvorderen tun läßt. Vom Alter geschwärzt, kaum lesbar, aus dem 17. Jahrhundert stammend, enthält es wohl die kuriosen Ratschläge, die ich je in solch alten „Kunst- und Kräuterbüchern“ fand. Und ein ebenso alter handschriftlicher Kommentar ergänzt das Werk auf jenen medizinischen Gebieten, deren delikate Natur eine Wiedergabe unmöglich macht. Als besondere Empfehlung prangt auf dem Buche: „Herausgegeben von einem geborenen Zigeuner!“

Seltene Ratschläge finden sich in dem Werkchen, Ratschläge voll unappetitlicher Drafistik, die aber trotzdem nur in den seltensten Fällen herb wirken, zum Beispiel: „So ein Mensch den Husten hat, nimm kochende Zwiebelsoße und bestreiche damit die Fußsohlen!“ — „So ein Mensch das Reiben in den Gliedern hat, so bestreiche die kranken Glieder mit dem Saft aus gekochten Regenwürmern!“ — „Brüche kann man mit dem Saft gekochter schwarzer Schnecken heilen!“ — „Hat der Mensch den Wurm an einem Gliede, so stecke er dieses in siedende, frische Ochsenalle!“ — „Wenn ein Mensch die Kolik hat, presse er drei Tropfen Pferdedreck in Branntwein und nehme es ein!“ — „Dreht diese Kur ihm dann den Magen um, so nehme er gestochenen Knoblauch mit Koriander vermischt und im Wein getrunken!“ — „Gegen die Schwindsucht hilft eine Suppe aus Fuchsleber und Fuchslunge mit Hunde- und Menschenschmalz vermischt!“ — „Hühneraugen zerstört schwarzes Schneckenwasser!“ — „Venerische Krankheiten werden mit Maunsaiben und Bernsteinöl geheilt, Krähen mit gebratenen schwarzen Schnecken (schwarze Schnecken sind überhaupt eine Art Universalheilmittel!), weiße Hände bekommt man durch Waschen derselben in gekochtem Hühnerierichalenwasser und Betrunkene macht man durch Einslößen von gekochtem Eidotterjaft wieder nüchtern.

Noch kurioser sind die Ratschläge gegen die verschiedensten, selbst die schwersten Frauenkrankheiten. Sie beweisen, welch fürchterliches Unheil wohl seinerzeit nicht selten durch die Kurfürstinnen angerichtet worden sein mußte. Lakonisch ist die Lösung der großen geheimnisvollen Problemfrage: „Wird's ein Bub' oder ein Mädel?“ Die Antwort ist höchst einfach: „Ist der Leib der werdenden Mutter auf der rechten Seite besonders stark, so trägt sie ein Knäblein, ist aber die linke Seite stärker, so ist es ein Mägdelein!“ — Im übrigen gaben die alten Kräuterbücher auch heilsamen Rat gegen Elementarereignisse: so brauchte man nur einen „Kreuzvogel“ im Haus zu halten, um sich gegen Blitz und Wetter zu schützen.

Stundenlang wandern oder fahren noch heute Abergläubische sowohl im Elbetal als auch im Gebirge zu den berühmten Kräuterfrauen. Diese sind auch heute noch „Universalgenies“ und ordinieren auch für Kranke, die sie gar nicht sehen und kennen und von denen man ihnen bloß ein vages, fursorisches Krankheitsbild erzählt . . . Freilich kann heute durch ihre Tätigkeit kaum mehr viel Unheil angerichtet werden, denn über Tee's wagt sich keine der Kräuterfrauen in ihren Medikamenten mehr hinaus. Trotzdem aber: Vielleicht das letzte Stück Mittelalter, das unsere Gegenwart noch mitlebt! In den alten, wurmstichigen Truhen ruhen die alten Kunst- und Kräuterbücher. E. W. E.

Einrichtungen zur Zeit Georgs IV.

a) Die Straßenbeleuchtung in alter Zeit.

Um die nächtliche Beleuchtung der Gassen sah es bis in unser Jahrhundert hinein noch vielfach recht traurig aus. Straßenlaternen kannte man noch nicht. War ja einmal jemand genötigt, zu später Abendstunde das Haus zu verlassen, was damals selten genug vorkam, nun so versah man sich mit einer kleinen oder größeren Handlaterne, um wenigstens einigermaßen sicher den Weg zu finden. Annaberg war dem gleichen Uebelstande unterworfen; auch hier herrschte in der Nacht graufige Finsternis. Doch es sollte anders werden. Konnte man sich auch noch nicht bis zu einer regelmäßigen Straßenbeleuchtung emporschwingen, so brachte man es doch im Jahre 1692 bis zu einem derartigen bescheidenen Versuche. Man befestigte nämlich „bei vorfallender Gefahr die Gassen zu beleuchten“ an den meisten Eckhäusern auf Verordnung des Rates blecherne Pfannen, welche im Gebrauchsfalle mit Pech oder Kienholz angefüllt wurden, das dann angezündet wenigstens einigermaßen das nächtliche Dunkel verscheuchte. Natürlich ward diese kostspielige Neuerung keineswegs jede Nacht, sondern nur „bei vorfallender Gefahr“ in Betrieb gesetzt. Auch bei Festen und nächtlichem Aufenthalte fürstlichen Besuches in der Stadt wurden die Straßen und Plätze so erleuchtet.

b) Die spätere Straßenbeleuchtung.

Die Straßenbeleuchtung geschah noch im Jahre 1843 mit 30 Dellaternen, deren Unterhaltungsaufwand durch freiwillige Beiträge aufgebracht wurde, wozu wegen der Beleuchtung am Marktplatz 25 Thaler aus der Stadtkasse gewährt worden sind. Diese Laternen wurden durch einen Mann versorgt. Im Laufe des Jahres 1854 wurden sämtliche Dellaternen beseitigt und die Zahl der Straßenlaternen auf 154 gebracht, die sämtlich mit Gas versehen wurden. Während bei der ausschließlichen Delbeleuchtung nur die in der Nähe des Marktplatzes angebrachten Laternen mit doppelter Menge Del versorgt wurden, damit sie bis zum Tagesanbruche leuchten sollten, wurden bei Einführung der Gasbeleuchtung 1851 für den gleichen Zweck 51 Stück bestimmt. Letztere bekam Annaberg durch die Bemühungen einer Gesellschaft, welche damals die Erlaubnis zu ihrem Unternehmen auf 30 Jahre erworben hatte. Nach Ablauf dieser Frist ging die Anstalt in städtische Verwaltung über. Auch in Buchholz ist 1868 durch eine Berliner Gesellschaft eine Gasanstalt errichtet worden.



Nooch 'n Feierohnd.

Fichtelbaargnaabel.

Von Emil Müller, Dresden.

„Do kimmt mer nu rauf, üm de Hübeln ze saah,
derweil kah kã Saabel dan Naabel dorchhaa! . . .
Ich dacht mersich doch gleich vurnst, daar Tog wür verpfuscht,
wie uns ene Kah übern Waag war gehuscht.“

Ku wart nãr, 's wãarn kãne zwee Stunden vergih,
nooch werd sich dr Naabel racht schiene verzieh.
Nem zaahne, halb elfe rim zieht sich's schu auf,
dann kraabeln mer alle off's Törmel mol nauf.

— . . . Ku wart mer un — jöfft mer. Zwee Toler, du Schrad!
Wãr doch nãr dr Naabel halt aah su fix wack! — — —
An Tisch stihst off eemol dr Baargwert un sogt:
„Dr Wind hot ne zammesten Naabel vergogt,
Und Ausicht is ize! . . . Su triift mersich net oft,
dos hãtt ich fei salberscht heit morg net gehofft.
Wie wãr'sch, meine Herrn? ginn Se net emol nauf?
Doch setzen Se nãr erscht Ihrn Hut racht fest auf.“

Mei Baargwert giht miet un derklärt uns do uhm:
„Biersch Egertol hot sich dr Keilbaarg geschuhm,
doch dort hoom S'n Plekbaarg, ne Wöfling gleich drah,
ne Gottsgerber Spißbaarg dan hoom mer ganz nah,
un do hiem do sann Se ne Kupperbarg stih,
ne Biliner Borschen e klee Stüdel hie,
un dort gukt dr Hahbaarg, dr Baarnstää dohier,
un sann Se, do tut sich dr Viehlbaarg racht vir . . .“
— Halt, Baargwert, halt auf! O Sie olberner Mah!
Nãã, war nãr de Leit su verhuhibeln kah!
Die Baarg alle tãt mer dohierderiem saah?
Ich saah nisch wie Naabel und alles sieht graa!

Do werd doch mei Baargwert fei net ver Spãß schlacht
un moch halt gedacht hoom, 'r hãret net racht —
aar jöhsch möch die Baarg zamm su deitlich, su klar . . .
doch mir wurn fei nisch wie nãr Naabel gewahr.

Doch wie mer nu wieder sei runnergestieng,
do merkten mer bal, wie dos Dink zammehieng:
Dr Baargwert hatt racht, un dr Himmel war fei
su klar wir 'r schãnner kah niemols net sei,
doch ober: ganz graa un benaabelt warn mir,
drim kam's uns vern Angne su naablig vir.
Wie draußen dr Naabel war sachte verfluung,
do hatt sich derweil unsrer zammegzuung.

„Nu jatterich! Ich ho's doch dan Morg gleich gesacht:
heit werd's uns derquaar gih! Dos weß ich afkrat,
wenn fröh ene Kah übern Waag renne tut,
do kah mer gewieß sei, doch giht's enn net gut.
Drim eh mer uns wieder off's Törmel nauf woong,
do wolln mer . . .“

Halt racht! erscht de Kater vergoong!

Blinde Ruh.

Von Laura Herberger.

(Nachdruck verboten.)

In trübsinniger Schtimming gieng dr Schtudent Hofmann
durch de Schtroß'n von L.; dãn sei Galdbarsch war völli leer
gebrannt un heit war arsch dr dreiunzwanzigste in Monat.
Wãnn nãr dar schaud'rhafte Bierdur'scht nett gewãsn wãr!

Off ahmol hãret 'r e bekannte Schtim, un wie 'r sich im-
dreht, sieht 'r sãnn best'n Freind off siech zukumme, un dar
fregt'n, wos'n dãh quar gange wãr, daß 'r e sette Armesünder-
miene aufgeschtedt hãtt.

„Mag, du kommst mir wie gerufen,“ saht dr Hofmann,
„ich habe einen unbändigen Durst nach Bier und in meinem
Portemane ist kein Kreuzer mehr vorhanden. Du weißt's ja,
mein Alter hält mich sehr kurz, damit ich ein sparsamer
Mensch werden soll, aber ich bezahle nur deshalb an jedem 1.
meine Schulden, damit die neuen in meinem Notizbuch wieder
Platz haben. Kannst Du mir nichts p u m p e n?“

Sei Freind Gustav machet e sehr bedauerlich's Gesicht un
antwortet, ar wãr salb'r ganz ohgebrannt, ob'r 's dauret ja
nãr noch acht Tog, do müßt'r siech ahm noch esu lang geduld'n.

Dr Hofmann obr saht, ar kãnt sãnn Durst nett noch
acht Tog lang aufheb'n, do müßt'n se ahm off gut's Gelick in
dr nächstgelegene Schankwirtschaft eifehr'n un v'ruch'n, a h =
schreim ze loss'n.

„Na, ich wünsche Dir viel Glück und will Dich ganz gãm
begleiten,“ mahnet sei Freind. Nooch uhgefãhr von ahn'r
Biert'schtund schtand'n se bãn „Gãsthus zum Krug“. In
Gastzimm'r war außer ne Kelln'r kah Mensch ze sah; dãn de
Wirtsleit war'n nooch'n Mittigass'n in ihr'n e Viertelschtund'
entsamt gelagene Schrebergart'n gange. Die Gãst' kame ge-
wãhnlich schpet'r.

Die zwã Schtudent'n bestellet'n jed'r e Gelohs Bier un
noch'rt zung se ne Kelln'r in e freindlich's Gesprech. Se ließ'n
sich vun sein'r Hamet drzehl'n un markeln sehr ball, daß ses
mit änn gutmütig'n Menschen ze tu hatt'n. Se ließ'n sich
a Bier nong ann'rn eisehent'n un zelegt ließ dr Hofmann ah
noch e Flasch' Weih' brãnge; dozu wur dr Kelln'r eigelod'n,
miet ze trink'n.

Dann machet die Sach' Schpaß un wie dr Weih off de Nag
gieng, saht dr Hofmann zun Kelln'r: „Sie würden uns sich'r
gern einen kleinen Gefallen tun; mein Freund will sich's durch-
aus nicht nehmen lassen, die Zech zu bezahlen, das will ich
aber nicht zugeben, und da bitten wir Sie, sich mal ein Tuch
über die Augen binden zu lassen und uns zu hãschen. Vorher
stellen wir die vorderen Tische und Stühle etwas zurück. Den-
jenigen von uns, welchen Sie bei dem Fangspiel zuerst er-
wischen, der muß zahlen.“

Garn mit all'n eiv'r'schtand'n, ließ sich dr Kelln'r de Ang
v'rbind'n un nu gieng de Hãsch'rei lus. De zwã Schtudent'n
ob'r schlãngletn siech ganz sachte an dr Wand hieh un v'r-
schwand'n ahm esu sachte durch dr Tir. Se warn drauß'n kaum
im de arschte Ed gebung, do kam dr Wirt wied'r aus sãnn
Gart'n.

Dr Kelln'r obr suchlet in dr Gaststüb mit sãnn Arme
rim un nim, kunnt obr kãnn Schtudent drwischn. Dr Wirt
trauet sãnn Ang un Ohr'n nett, wie 'r zr Tier nei kam. Im
nãchst'n Angblick fühl't 'r siech vun Kelln'r sãnn Arme gepact
un mit laut'r Schtim' saht dar: „Sie sind der Zahler!“

„Sie Tölpel, was soll das heißen?!“ schrier ne do dr
Wirt ah, un'r hãtt sãnn Kelln'r noch e gewaltige Schtroßpredig
gehalt'n, dar freideweiß doschtand, wãnn 'r nett änn weiß'n
Zettel off änn Tisch. hãtt lieng sah. Dobrauf schtand: „In
acht Tagen zahlen wir.“ Un de Schtudent'n hielt'n Wort. Dr
Kelln'r obr nahm siech's fest vir, niemols wiedr blinde Ruh
ze schpieln.

